Ludwig M. Eichinger (Mannheim)

Standarddeutsch – die beste aller möglichen Sprachen

Abstract: Ende des 18. Jahrhunderts ist eine Form der deutschen Sprache ausgebildet und verbreitet, die für die verschiedenartigen Anforderungen einer bürgerlich geprägten öffentlichen Diskurswelt brauchbar ist. Sie lässt sich in einem historischen Konzept „Standardsprache“ deuten. In diesem Konzept werden verschiedene Ausgleichs- und Differenzierungsbemühungen – und -richtungen – des 17. Jahrhunderts aufgehoben, die entwickelten Möglichkeiten neu funktionalisiert. Von dieser Basis aus gesehen ist in der Gegenwart die kommunikative Praxis mit Anspruch auf öffentliche Geltung stark von Variation geprägt. Durch die dabei auftretenden Muster wird allmählich ein Modell kontextbezogener Variabilität etabliert, bei dem so etwas wie „Standard“ in einer Bandbreite von Konstellationen der Interaktion, sprachlichen Modellen und Ausdrucksweisen besteht. Um dieses normative Gefüge modellieren zu können, muss man, wie beispielhaft angedeutet wird, zunächst die Tatbestände und Bedingungen der Varianten genau untersuchen.

1 Leibniz

Der beiläufige Bezug auf Gottfried Wilhelm Leibniz' Formulierung von der besten aller möglichen Welten dient häufig zur Ironisierung von Annahmen, die übertrieben optimistisch anmuten. Die entsprechenden Ausführungen Leibniz' in seinen „Essais de Théodicée“ von 1710, in denen er diese Idee ausführt, lauten:

[...] on peut dire de même en matière de parfaite sagesse, qui n'est pas moins réglée que les mathématiques, que s'il n'y avait pas le meilleur (optimum) parmi tous les mondes possibles, Dieu n'en aurait produit aucun. (Leibniz 1710 [1900], S. 88)

Die Frage nach dem Optimismus soll hier nicht gestellt werden. Allenfalls soll diese Referenz daran erinnern, dass wir mit dem besten der jeweils möglichen Dinge etwas eher Abgerundetes und in sich Gefestigtes zu assoziieren geneigt sind, so dass Variation nicht unbedingt das erste Schlagwort ist, an das man bei dieser Gelegenheit denken würde. Auf einen zweiten Blick ist das allerdings schon nicht mehr so klar. Variation kann ja auch Vielfalt heißen, Vielfalt ist eine gute Voraussetzung dafür, auf die verschiedensten Erwartungen reagieren zu können. Wenn man unter diesem Aspekt die Entwicklung und die Zustände europäi-

scher Sprachen vom Typ des Deutschen in den Blick nimmt, so wird man einmal zu der und einmal zu jener Einschätzung kommen. Es ist das nicht eine Entwicklung in eine Richtung. Man kann Sprachen als atmende Systeme verstehen, bei denen es, je nach den Entwicklungszuständen und den Gebrauchsbedingungen, zu Phasen kommt, in denen der Wunsch nach Einheitlichkeit oder zumindest nach der Zunahme von Einheitlichkeit vorherrscht, und dann wieder zu Konstellationen, in denen sich die Dinge neu sortieren, in denen flexible Aktionen und Reaktionen auf möglicherweise unvorhergesehene Verhältnisse die Zustände bestimmen.

Ein Konzept und ein Terminus wie Standardsprache akzentuieren zweifellos eine dem Uniformen zugewandte Sicht, auch eine Sicht auf erreichte Zustände: und wenn sie noch nicht erreicht sind, sind sie zu erwarten. Der standardsprachliche Blick ist zweifellos der, dem auch die Erzählung von erfolgreichen Entwicklungsgeschichten folgt. Der Weg zur deutschen Standardsprache könnte eine solche Geschichte sein. Die Leibniz-Allusion vom Besten des jeweils Möglichen trifft insofern schon einen Punkt in Leibniz' eigenen sprachlichen Überlegungen, als er auf dem Weg zu einem solchen Zustand des Deutschen durchaus noch Möglichkeiten zur Verbesserung, zur Perfektibilität sieht – im Rahmen der für das Deutsche gegebenen Möglichkeiten, möchte man sagen. Davon zeugt nicht zuletzt der – vielzitierte – Beginn seiner „Unvorgreiflichen Gedancken“:

Es ist bekandt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und dass die Völcker, wenn Sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beyspiele zeigen. (Leibniz 1717 [1970], S. 255)

Und später:

Und weil wie oberwehnet, die Teutschen sich über alle andere Nationen in den Wirklichkeiten der Natur und Kunst so vortreflich erwiesen, so würde ein Teutsches Werck der Kunst-Worte einen rechten Schatz guter Nachrichten in sich begreifen, und sinnreichen Personen, denen es bissher an solcher Kunde gemangelt, oft Gelegenheit zu schönen Gedancken und Erfindungen geben. Denn weil wie oberwehnet, die Worte den Sachen antworten, kan es nicht fehlen, es muss die Erläuterung ungemeiner Worte auch die Erkänntniss unbekandter Sachen mit sich bringen. (Leibniz 1717 [1970], S. 278)

So gibt es denn den einen oder anderen sachlichen Grund, hier Gottfried Wilhelm Leibniz zu zitieren, gestützt wird das aber von dem externen Datum, dass seiner gedacht wird, der als die Repräsentanz des „Universalgelehrten“ in Deutschland gilt, und im Jahre 2016 sein dreihundertsiebzigster Geburtstag und sein dreihundertster Todestag begangen wird.¹

¹ Und das Institut für Deutsche Sprache ein Institut der Leibniz Gemeinschaft ist.

2 Relativierung

Wenn wir noch bei Gottfried Wilhelm Leibniz' Überlegungen bleiben, dem es nun ja tatsächlich um die Entfaltung der Möglichkeiten einer Sprache – in unserem Fall des Deutschen – geht, so kann man ihn als einen Anfang nehmen, von dem aus ein relativ ungebrochener Weg zur Entfaltung der deutschen Sprache hin zu dem zu gehen scheint, was sie jetzt ist, oder was sie zumindest zum Ende des 18. Jahrhunderts sein würde. Ganz davon abgesehen, ob man das eine wie das andere Standardsprache nennen würde, Leibniz' Intention zielt nicht darauf, sondern auf die Möglichkeit der Mitsprache des Deutschen in der Welt aufgeklärter Wissenschaftlichkeit, vielleicht auch Fachlichkeit. Eigentlich verbindet ihn da ja noch viel mit den Überlegungen des 17. Jahrhunderts, manches erinnert an Schottel, und auch die bekannte Kritik an den Sprachentwicklungstendenzen des 17. Jahrhunderts in der Fruchtbringenden Gesellschaft wirkt etwas gesucht. Dass hier lediglich auf die Dichtung Bezug genommen wird, deren Ausbau als der Gewinn dekorativer Blüten, aber keiner rechten Frucht ironisiert wird, dient eher dazu, sich selbst als „neu“ zu präsentieren (Leibniz (1683 [1846], S. 14). Wie das argumentativ geht, kann man dem folgenden Ausschnitt aus einer um 1683 entstandenen, aber erst im 19. Jahrhundert erstmals gedruckten Schrift mit dem Titel „Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache besser zu üben“ entnehmen.

Daß nun solches ohngefahr geschehe glaub ich nicht, sondern halte vielmehr dafür, gleich wie der Mond und das Meer, also habe auch der Völcker und der Sprachen ab= und aufnehmen eine verwandnuß. Dann wie obgedacht, so ist die Sprache ein rechter Spiegel des Verstandes und dahehr vor gewiß zu halten, daß wo man ins gemein wohl zu schreiben anfänget, daß alda auch der Verstand gleichsam wohlfeil und zu einer currenten wahre worden. (Leibniz 1683 [1846], S. 19)

In jeder Sprache ist die Wirklichkeit unter einem spezifischen Blickwinkel aufgehoben, und durch vielfältigen Gebrauch in den verschiedensten Kontexten kann dieses Erkenntnispotenzial zunehmend erschlossen werden. Und so muss man der Sprache die Möglichkeit zur Weiterbildung geben, um zur Entfaltung des Verstandes beizutragen. Das Deutsche sei nun schon sehr erfolgreich in der Darstellung all der Dinge gewesen, die mit den körperlichen Sinnen zu tun hätten; es gehe darum, sie abstrakteren Kontexten anzubequemen, um so den Verstand, wenn man so will, umsetzbar zu machen. Auch wenn das, wie häufig bei Leibniz, nicht so ganz klar ist, haben die Überlegungen zunächst eine deutliche Entsprechung in einer Aufforderung zum Wortschatzausbau – mit den bekannten Wörterbuchplänen. Allerdings legt unser Zitat hier schon nahe, dass es auch um die Fähigkeit zur angemessenen Sprach- und Gedankenfügung geht. Dazu kommt

das Leibniz eigene Interesse einer Abwendung von einer scholastischen Universitäts-Theorie hin zu einer, die mit der Anwendung kommuniziert. Und die Anwendung, die war im Prinzip muttersprachlich. Man muss nicht ahistorisch auf das berühmte Dictum in Kants Kritik der reinen Vernunft zurückgreifen, dass Begriffe ohne Anschauungen leer, Anschauungen ohne Begriffe blind seien, um zu sehen, an welcher Wende sich Leibniz hier befindet. An diesem Ende seiner Überlegungen werden Entwicklungen ansetzen können, die in die Richtung der Entwicklung einer Standardsprachform weisen.

Es ist in diesem Kontext vielleicht bemerkenswert, dass die eigene Sprachform, in der uns Leibniz das niederschreibt, tatsächlich auch noch eine ist, die in mancherlei Hinsicht dem entspricht, was wir aus dem 17. Jahrhundert gewohnt sind.² Erkennbar geht es ihm nicht so recht um die Entwicklung einer generellen neuen Sprachform, sondern um einen lexikalischen Ausbau. Erst die Grammatiker des 18. Jahrhunderts, allen voran Johann Christoph Gottsched, werden eine Vereinfachung des Stils herbeiführen. Leibniz geht es um den terminologischen Kern einer Wissenschaftssprache, um deren genaue Form er sich weniger Gedanken macht, auch wenn seine weiteren Überlegungen zur nötigen Eindeutigkeit und Klarheit der verbindenden Elemente letztlich eine entsprechende Entwicklung anstoßen.

3 Die beste aller möglichen Sprachen und das IDS

Was soll man daraus schließen: auf jeden Fall das, dass die beste aller möglichen Sprachen historisch jeweils etwas Anderes ist, und die Geschichte auch nicht so erzählt werden sollte, als habe sie letztlich auf einen standardsprachlichen Zustand im heute gängigen Sinne gezielt. Woraus übrigens hervorgeht, dass man sich damit auch nicht am Ende einer Geschichte wähen sollte.

Allerdings kann man natürlich trotzdem Anstöße und Folgen, auch Entwicklungsabschnitte erkennen. Etwa an der Wende zum 18. Jahrhundert kann man den Beginn einer Bewegung beobachten, die bis ins beginnende 19. Jahrhundert trägt. Es ist das zweifellos eine Phase, die von Vereinheitlichung, von der Reduktion von Variation geprägt ist, die Phase auch, in der eine breite Basis für die Standardisierung des Deutschen gelegt wird, die in den schulischen und staat-

² Vgl. Eichinger (1995 und 2006).

lichen Instanzen des 19. Jahrhunderts durchgesetzt werden wird. Und Leibniz' Überlegungen liefern hier einen bedeutsamen Anstoß, auch wenn bei Leibniz' vielfältigen sprachbezogenen Interessen nicht immer so klar erkennbar ist, was jeweils genau ihre Intention ist.³

Das führt dann auch nah genug an den gegenwärtigen Zustand des Deutschen heran, um unsere Überlegungen mit dem Auftrag des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) zu verbinden. Diesen gegenwärtigen Zustand der deutschen Sprache und ihre jüngere Geschichte zu untersuchen, ist ja der satzungsgemäße Auftrag des IDS, der in der Frühzeit des Instituts durchaus relativ variationsfrei gesehen bzw. entsprechend konzeptualisiert wird. So schreibt Hugo Moser:

Wir betrachten hier nur die deutsche Hochsprache, und innerhalb dieser klammern wir Fach- und Sondersprachen aus. Wir versuchen also, der „Durchschnittshochsprache“ oder der „allgemeinen Hochsprache“ nachzugehen, wobei wir wissen, dass sie eine Erscheinung ist, deren genaue Abgrenzung problematisch ist. (Moser 1967, S. 7)

Das ist zweifellos schon im Hinblick auf eine an den historischen Überlegungen Werner Beschs orientierte Definition von Standardsprache eine vergleichsweise statische Abstraktion, vor allem wegen des dem Deutschen eigentümlichen Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Man könnte eine solche Bestimmung etwa folgendermaßen fassen.

- (1) Durch zunehmend überregionale Interaktion beförderte normativ akzeptierte Form für stilistisch unauffällige öffentlichkeitsbezogene Texte gebildeter bzw. professioneller Interagenten, die letztlich auch zu einer „zugehörigen“ gesprochenen Form führt und im Kontext national orientierter und insgesamt bürgerlicher Gesellschaftsformen eine normative Festigung erfahren hat.

Wenn man das so ansieht, ist Standardsprachlichkeit für das beginnende 18. Jahrhundert keine Frage, und dann eigentlich auch nicht für die heutigen Verhältnisse – aber davon wird später die Rede sein.

³ So weit kann man Martus (2015, S. 74–81) in seiner Betonung der Entwicklung einer angemessenen „Policey“ durchaus rechtgeben; siehe dazu auch Eichinger (1990, 1991).

4 Eine nützliche Sprache

Auch wenn „Standard“ nicht eine Kategorie ist, mit der man die Intentionen aber auch die Ergebnisse der im 18. Jahrhundert stattfindenden Entwicklungen beschreiben würde, so ist die mit ihr verbundene funktionale Fokussierung der vorhandenen Sprachform und eine Differenzierung im Hinblick auf die Bedürfnisse einer Welt, in der „das Handeln des Menschen ordentlich, vernünftig und tugendhaft ablaufen“ (Martus 2015, S. 28) kann, eine Ausrichtung, die eine solche Erweiterung ermöglicht. Wenn die Sprache nach ihren Möglichkeiten die Ordnung der Welt einsehbar macht, ist sie in dieser sachbezogenen Weise weiterzuentwickeln. Von einem nationalen Gesichtspunkt aus spielt dabei zudem ein „Gleichziehen“ mit den entwickelteren Gesellschaften vor allem im Westen und Süden Europas eine Rolle. Es ist das die Zeit für neue, dazu geeignete Organisations- und Öffentlichkeitsformen.⁴ Auch Leibniz regt in seinen frühen oben bereits zitierten „Ermahnungen“ so etwas an. Später in diesem Text präzisiert er:

[...] so were dieß meine unvorgreifliche Meinung, es solten einige wohlmeinende Personen zusammen treten und unter höheren schutz eine Teutschgesinte Gesellschaft stifften; deren absehen auf alle dasjenige gerichtet seyn solle, so den Teutschen ruhm erhalten, oder auch wieder aufrichten könne; und solches zwar in denen dingen, so Verstand, gelehrsamkeit und beredsamkeit einiger maßen betreffen können; und dieweil solches alles vornehmlich in der Sprache erscheint, als welche ist eine Dolmetscherin des gemüths und eine behalterin der wißenschaafft, so würde unter andern auch dahin zu trachten seyn, wie allerhand nachdenckliche, nützliche, auch annehmliche Kernschrifften in Teutscher sprache verfertiget werden möchten, damit der lauff der barbarey gehämmet, und die in den tag hinein schreiben beschähmet werden mögen. (Leibniz 1683 [1846], S. 23)

Um die Mitsprache in den „Kernschriften“, „die Sprache in den Wissenschaften und Hauptmaterien zu üben“ (Leibniz 1683 [1846], S. 14), geht es, also um eine geordnete Wissenschaftssprache, eine Sprache, die dem theoretisch-praktischen Diskurs der Zeit gewachsen war. Ansonsten kann man davon ausgehen, dass Leibniz auch in der Hinsicht ein Nachfolger Schottels war, als er eigentlich davon ausging, dass sich ein angemessener Sprachgebrauch in der Praxis der Gebildeten schon herausbilde oder auch herausgebildet habe. So kann man eine andere seiner Anmerkungen zu dieser Frage verstehen.

⁴ Vgl. Gottscheds Tätigkeit in der „deutschübenden-poetischen Genossenschaft“ bzw. „Deutschen Gesellschaft“; siehe Eichinger (1994).

Alles studiren und lesen soll künftigt meistens in teutschen büchern geschehen, auch was man schreibt, teutsch antworten. Im reden und schreiben muss man sich zu kurzen wohl geschlossenen periodis gewöhnen, die flickwörther meiden, denen wörthern liecht und krafft geben. Allezeit also reden, wie es gleich zu papier gebracht werden könnte. Die gebrauchlichsten formeln und redens-arten sich wohl einbilden, damit sie ungezwungen und von selbst fließen. (Leibniz 1999, S. 2703)⁵

Jedenfalls geht es um die Entwicklung einer „modernen“ Schreibsprache, in der man nicht zu kompliziert schreibt, aber auch so spricht, dass es gleich geschrieben werden könnte. Das „Studieren und das Lesen“ in der deutschen Sprache sollte in entsprechenden „Gesellschaften“ gepflegt und entwickelt werden, um die moderne Welt theoretisch-praktisch erfassen zu können und so das Wissen voranzubringen. Unter den vielen Initiativen, solche Gesellschaften auf den Weg zu bringen, war letztlich auch Leibniz' Vorschlag, der zur Gründung der preußischen „Societät der Wißenschaften“ im Jahr 1700 führte, der nachmaligen Akademie der Wissenschaften. Nun hat Leibniz eine große Menge von entsprechenden Gründungsvorschlägen gemacht, sie waren zumeist nicht erfolgreich.⁶ Und es scheint so, als sei die Betonung der sprachlichen Seite ein aus verschiedenen Gründen zustande gekommener Nebeneffekt,⁷ Leibniz als Wissenschaftler veröffentlichte ja nicht auf Deutsch, seine berühmteste sprachpolitische Schrift, die „Unvorgreiflichen Gedanken“, erschienen posthum. Dennoch spielt die deutsche Sprache an dieser Stelle in zweierlei Weise eine Rolle. Einerseits als institutionelle Möglichkeit, die Theorie in der von ihm gewünschten Form mit der Praxis zu verbinden:

Wäre demnach der Zweck theoriæ cum praxi zu vereinigen, und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien [...] zu verbessern, überdieß auch solche Entdeckungen zu tun, dadurch [...] die christliche Religion, auch gute Policy, Ordnung und Sitten theils bei heidnischen [...] Völkern gepflanzet oder mehr ausgebreitet würden. (Leibniz 1700 [1840], S. 268)

Gerade der Weg zur Anwendung geht allein über die deutsche Sprache. Aber eben nicht nur das: sondern es geht um den Ausbau zu einer Sprache, die in der Lage ist, ihre Sicht auf die Verhältnisse der besten aller möglichen Welten zu erfassen und in verstehbarer Weise auszudrücken, d.h. in einer universal nachvollziehbaren

5 Irgendwann zwischen 1677 und Leibniz' Tod entstanden.

6 Vgl. die Auflistung und Beschreibung in Klenner (2011, S. 52–58).

7 Martus (2015, S. 85–88) weist darauf hin, dass die Akademie zur Abrundung der kurfürstlichen Repräsentanz-Projekte diente, neben der Universität Halle, der Akademie der Künste und dem Observatorium.

ren wissenschaftssprachlichen Weise.⁸ Und zum dritten kann man noch darauf hinweisen, dass auf diese Weise eher als mit dem Lateinischen Zugang zu höfischen Diskursen gewonnen werden konnte.

5 Vom Hochdeutschen

Es wird das dann ohnehin die Zeit in verschiedener Weise neben und an Universitäten existierender Vereinigungen wissenschaftssozialen Charakters sein, deren für unseren Bereich prägendste zweifellos die „Deutsche Gesellschaft“ in Leipzig war – besonders in dem Jahrzehnt, in dem sie von Johann Christoph Gottsched geleitet wurde.⁹

Noch über lange Zeit ist dieses Hochdeutsch, wie man für diese Zeit zu recht sagt, und sein Status in der Diskussion, Georg Christoph Lichtenberg etwa ironisiert die neue Sprachform, die er aber in unauffälliger Weise gebraucht, als Element einer Eliten-Kommunikation: „Niederdeutsch, Hochdeutsch und seraphisch Deutsch“ (Lichtenberg 1968, S. 463; F 24). Wobei er mit der Fremdheit der aus „dem Osten“ kommenden neuen Sprachform seine gebildeten Scherze treibt.

Wo und wann habe ich denn gesagt, daß ich unter orientalischen Sprachen das Arabische, Hebräische, Syrische oder Chaldäische verstehe. Ich lebe und schreibe in Westfalen [...], und da verstehe ich unter den orientalischen Sprachen das eigentlich Hochdeutsche, das Brandenburgische, das Wendische und da ich der Meinung zugetan bin, dass das eigentliche Kauderwelschland Westfalen gegen Morgen liegt, auch das Kauderwelsche. (Lichtenberg 1968, S. 315; D 562)

Allerdings gibt es offenkundig ein durch die Entwicklungen der Gottsched-Zeit, wenn man so sagen will, geschaffenes Bewusstsein über die Richtigkeit bestimmter Ausgleichprozesse, manchmal an vielleicht überraschender Stelle.¹⁰

Man sieht, dass so etwas wie Standardsprache offenkundig nicht das Problem der aufgeklärt absolutistischen Welt des 18. Jahrhunderts ist, dass mit dem Ausbau der wissenschaftlichen Fähigkeiten aber auf jeden Fall ein Schritt in diese Richtung gemacht wird. Es wird Variation an entscheidender Stelle reduziert. Es wird zudem ein Stil entwickelt, der letztlich einen merklichen Wandel in den grammatischen Präferenzen repräsentiert.

⁸ Vgl. dazu etwa Mittelstraß (2011, S. 115).

⁹ Ihre Wirkung wird u.a. dadurch deutlich, dass sie 19 über das Reich verteilte Tochter-Gesellschaften hatte; dazu und zur Entwicklung der Gesellschaft insgesamt siehe Döring (2003, S. 36 f.).

¹⁰ Z.B. der Einheitlichkeit der Flexion des Zahlworts *zwei*; Lichtenberg (1968, S. 315; D 562).

Nun ist die zumindest kurzfristige Wirksamkeit von Leibniz' Initiativen eher fraglich; es wird über zehn Jahre, bis 1711, dauern bis die Akademie in Gang kommt, und dann ist von den sprachlichen Initiativen – etwa einem Wörterbuchvorhaben, das vorgesehen war – keine Rede mehr, Leibniz hat auch immer weniger damit zu tun, und verliert mit seinen Zielen letztlich an Bedeutung.¹¹

Aber bemerkenswert, und vielleicht auch wirksam ist die Zeit geworden, da es weitere und andersgeartete Initiativen zum Gebrauch des Deutschen gab, Fälle, in denen Wissenschaftler, die sich als neu ausgeben konnten, tatsächlich die deutsche Sprache benutzten. Der Klassiker dafür ist ja die berühmte Vorlesung, die Christian Thomasius im Jahr 1687 an der Universität Leipzig abhielt, nämlich ein „Collegium über des Gratians Grund-Regeln/ Vernünftig / klug und artig zu leben“. Die Wendung zum Deutschen ist hier offenbar mit dem Ziel verknüpft, „welcher Gestalt man denen Franzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen soll“. Es war das der Versuch, ein neues Vorbild des gebildeten Menschen zu entwickeln, zu dem denn auch gehörte, sich in der eigenen Sprache geschmei- dig und „galant“¹² zu bewegen. Dass damit eine durchaus provokante Veränderung verbunden war, zeigt so manche direkte Äußerung Thomasius':

Alle meine Lehre gehet nicht weiter / als die Gelahrten und Studirenden zu überzeugen / wie alles voll Mist und Unflat in der überall herrschenden Gelahrtheit sey / und wie dieses weggeschafft werden solle. (Thomasius 1687 [2010], S. 527)

Es ist eine neue Welt der Wissenschaft, die von der Idee des *honnête homme* ebenso geprägt war wie von der Pufendorf'schen Naturrechtslehre, zudem erkennbar auch an der Lust an der sowohl produktiven wie selbstvermarkenden Provokation. Das neue Sprachregiment, das sich hier niederschlägt, steht somit mindestens in zwei Kontexten: in einer Öffnung der Wissenschaft in die in diesem Sinn „galante“ Welt und in eine Welt innerhalb der Wissenschaft, die sich von der „Dogmatik“ der herrschenden universitären Welt abwendet.¹³

¹¹ Vgl. die Schilderung in Klenner (2011, S. 80).

¹² Was in einem viel umfassenderen Sinn als in der heutigen Bedeutung als Synonym für gesellschaftliche Flexibilität gelten konnte; siehe Martus (2015, S. 99 f.).

¹³ Diese Kontexte werden ausführlicher umrissen in Martus (2015, S. 92–130).

6 Bürgersprache

6.1 Vereinheitlichung

Die Sozietäten, die sich bilden, aber auch die Publikationsformen, die sich entwickeln, nicht zuletzt das aufklärerische Zeitschriftenwesen, führen zu einer Verbreiterung des Konzeptes, die auf einen „artigen“ Umgang in einer Gesellschaft zielt, in der bürgerliche Funktionaleliten eine zunehmende Rolle spielen. Zudem werden aus den aufklärerischen Traditionen vor allem Frankreichs und Englands Elemente genommen, die der deutschen Entwicklung ein eigenständiges Profil verleihen. Für die Sprache heißt das, dass eine pragmatische Rationalität sprachlicher Ausdrucksweise gefordert wird. Sie lässt sich an den Festlegungen in Gottscheds Arbeiten zur Sprach- und zur Redekunst gut ablesen. Wenn wir einmal davon absehen, dass damit einerseits eine Regulierung der grammatischen Verhältnisse verbunden war – die sich in etwa bis in die 1760er Jahre als de-facto-Norm durchgesetzt hatte, so sieht man, dass darüber hinaus insgesamt ein Stil entwickelt wird, der ebenfalls deutliche Folgen in den grammatischen Präferenzen hat. Generell charakterisiert ihn Gottsched folgendermaßen:

Es läßt sich daher sehr leicht sagen, welches denn eigentlich die Eigenschaften der guten Schreibart sind. Sie muß 1) deutlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohlverknüpft und 10) wohlabgetheilet seyn. (Gottsched 1759 [1975], S. 393)

Nicht zuletzt wird hier Verständlichkeit als ein generelles Ziel hervorgehoben und die an Natürlichkeit und den Anforderungen einer aufgeklärten „Artigkeit“ orientierte Wahl von Mitteln betont – wozu etwa auch die Betonung der Funktion verbindender Partikeln passt.¹⁴ Diese Anforderungen stehen der Praxis der Zeit, die weithin durch den sogenannten Kanzley-Stil geprägt ist, deutlich entgegen.¹⁵ Dennoch ist auch hier der Raum der Nutzenden durch bestimmte Professionalitätsanforderungen eingeschränkt. Es werden zudem – eher sprechsprachlich orientierte – Techniken und Sprachformen entwickelt.

Ein paar weise Sprüche, etliche kluge Lehrsätze, und ein halb Dutzend gute Einfälle kann man zur Noth bey einer mittelmäßigen Gelehrsamkeit im Vorrathe haben. Mehr bedarf es aber nicht, um ein Gespräch zu verfertigen. (Gottsched 1771, S. 17)

¹⁴ Siehe Gottsched (1759 [1975], S. 394).

¹⁵ Zu den Folgen dieses Umbruchs bis in grammatische Einzelheiten hinein siehe Eichinger (1995).

Was wir nun eigentlich haben, ist eine Sprache der Gelehrten, die auch ihren entsprechenden mittleren Stil gefunden hat, und, wie man an dem letzten Zitat sieht, aber durchaus noch in einer Welt einer sozialen Rhetorik lebt. Standardsprache ist das sicher immer noch nicht, auch wenn viele der Voraussetzungen geschaffen sind.

6.2 Diversifikation

Einem Zustand einer breiteren Einbindung der neuentwickelten Sprachformen in die gesellschaftliche Praxis nähert sich die Sprachwelt des Deutschen gegen Ende des 18. Jahrhunderts an, und vielleicht ist es ein Signal, dass es zu dieser Zeit die ersten deutlichen Bewegungen zu einer neuen „Exzentrik“ in den Bereichen gibt, die zunächst in gewisser Weise Vorreiter gewesen waren, nämlich in der Literatur und in der Wissenschaft. Die Rechtssprache, die in dieser Entwicklung zunächst eine durchaus bedeutsame Rolle spielt, wird diesen Schritt erst in einer späteren Phase tun.

Es herrscht – im Positiven wie im Negativen – der Eindruck vor, dass die mittleren neutralen Formen zugunsten einer Individualisierung der Ausdrucksformen aufgegeben würden. Und so macht sich Georg Christoph Lichtenberg als ein entschiedener Kritiker der damals neuen Genie-Bewegung über deren stilistischen Aplomb lustig.

Ich bin einmal auf den Einfall gekommen ob nicht Saturn der mehr wie ein zerbrochener Orrery aussieht als wie ein Planet, nicht wohl gar das Modell von unserm System gewesen sein könnte, welches nun, da es nicht mehr nützt, bei Seite geworfen worden ist. [...]

Dort hängt es, hinausgerückt über die Kernschußweite des Lichts, wie groß! Wie weggeworfen, das Model, Rumpelkammer dem Schöpfer, unerschöpfliches Museum für dich Mensch. Das Model einer Welt selbst Welt – selbst vielleicht als Model bewohnt – nicht Pappdeckel, nicht Messing, sondern Model Gottes. (Lichtenberg 1968, S. 425; E 368)

Die gebildet kolloquiale Formulierung zur Modellhaftigkeit des Planeten Saturn wird in der zweiten Hälfte dieses Zitats in geniehaft- oder Sturm-und-Drang-geprägtem Stil reformuliert. Und es geht dann noch sprechsprachlicher, wilder zu:

Original-Köpfe [...] Heer steke er doch die Nosen in's Zeitug ,nein, willst's find'n, und wenn d'sts nit find'st bist ,net Teufl wert, hast d'n Nosen nit für's G'nie z'riechen. Ich übersetze die Zeilen nicht, denn sie sind Zeilen des Genies, und das Genie ist wie Voltaire sagt, der nicht allzeit lügt, unübersetzbar. (Lichtenberg 1968, S. 378; E 157)

Was sich hier als eine auffällige Art des sprachlichen Ausdrucks in der Welt einer ausgebildeten im Kern sachlichen, allenfalls empfindsam überformten Prosa darstellt, ist von der anderen Seite als ein Signal der Einkehr von Individualität und Natürlichkeit intendiert und verstanden. Man könnte das als den Versuch des Bruchs mit der Entwicklung zu einem gemäßigten Kompromiss verstehen. Tatsächlich ist dadurch aber eine Spannbreite möglicher Formen in der Öffentlichkeit sichtbar geworden, die den Rahmen für die standardsprachlichen Übereinkünfte des 19. Jahrhunderts bildet. Das wird auch daran sichtbar, dass sich auch die Dichter der Zeit deutlich an den erreichten Übereinkünften orientieren. So ist offenbar Johann Christoph Adelungs „Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart“ eine viel fragte Ressource sprachlichen Wissens:

Hier schicke ich meinen Adelung; verzeihen Sie daß ich den Ihrigen wohleingepackt an Voß geschickt habe, der dessen zu einer Recension von Klopstocks Grammatischen Gesprächen höchst nöthig bedurfte. (Goethe an Schiller, 26.1.1804) (Amelung 1805, Brief 949, S. 279)

Dieser ganz explizite Bezug auf den erreichten Konsens passt einerseits dazu, dass gerade die Literatur und ihre diskursiv verwandten Formen eine, wenn man so will, farbigere Form öffentlichen Schreibens repräsentiert. Andererseits zieht sich die Wissenschaftssprache aus diesem Feld normal verdichteten Schreibens zurück und sucht ihre eigenen Strategien der Informationsverteilung in einem dezidiert nominalen Stil – einen distanzorientierten Gegenpol zu den oben anzierten sprech- oder nächsprachlichen Extremen. Das kann man paradigmatisch an der von Immanuel Kant geschriebenen Prosa sehen, wie etwa an dem folgenden Ausschnitt aus der „Kritik der praktischen Vernunft“, in dem in ganz typischer Weise auf einen knappen thematischen Satz ein sehr komplexes Gefüge in verschiedener Weise ineinandergefügter propositionaler Entitäten folgt.

Das Schöne kommt darin mit dem Erhabenen überein, daß beides für sich selbst gefällt. Ferner darin, daß beides kein Sinnes- noch ein logisch-bestimmendes, sondern ein Reflexionsurteil voraussetzt: folglich das Wohlgefallen nicht an einer Empfindung wie die des Angenehmen noch an einem bestimmten Begriffe wie das Wohlgefallen am Guten hängt, gleichwohl aber doch auf Begriffe, obzwar unbestimmt welche, bezogen wird; mithin das Wohlgefallen an der bloßen Darstellung oder dem Vermögen derselben geknüpft ist, wodurch das Vermögen der Darstellung oder die Einbildungskraft bei einer gegebenen Anschauung mit dem Vermögen der Begriffe des Verstandes oder der Vernunft, als Beförderung der letzteren, in Einstimmung betrachtet wird. (Kant 1788 [1870], Kritik der praktischen Vernunft § 23)

Es ist einerseits kein Wunder, dass das auch gleichzeitig schon Spott hervorgerufen hat. So schreibt Wilhelm Hauff:

Es ist wahr, die eigentlichen Gelehrten bei uns bilden sich eine eigene Sprache; sie konnten sich aus dem frühern lateinischen Jargon nicht gleich in das ehrliche Deutsch finden. Daher kommt es, daß man bei uns außer Platt-Schwäbisch und Hoch-Deutsch, auch noch Kantisch, Schellingsch, Heglisch ec. spricht und schreibt: [...] es ist kein Wunder, daß man Kant ins Deutsche übersetzt hat. (Hauff 1826 [1989], S. 135 f.)

6.3 Normalisierung

Andererseits stellt solch eine Ausdifferenzierung eine notwendige Bedingung für das Funktionieren einer erwachsenen Sprache in einer volkssprachlichen Welt dar. In einer volkssprachlichen Welt, deren staatliche Räson mehr und mehr das Funktionieren einer bürgerlich geprägten Gesellschaft darstellt.¹⁶ In diesen Kontext passt die Feststellung Goethes aus dem Jahr 1817, nun könne „jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihilfe hinreichend gewinnen“, was besonders einem „gewissen Mittelstand“ zu Gute komme:¹⁷ Auch hier geht es noch um die Teilhabe an einer alphabetisierten Kultur, „ein Umgang mit der Kulturtechnik des Lesens (und sekundär auch des Schreibens), der die Teilnahme an weiteren Kommunikationskreisen als der Sprech- und Hörgemeinschaft unter Anwesenden ermöglicht“ (Osterhammel 2009, S. 1118). Diese Fähigkeiten verbreiten sich von den Städten allmählich über das Land, und sie sind in unterschiedlicher Weise bürgerlich,¹⁸ bekommen jedenfalls einen Schub durch die nach 1860 einsetzende Urbanisierung. Auch hier geht es noch nicht so recht, und eigentlich erst allmählich um Standardsprachlichkeit mit ihren sprachlichen Folgen, lange noch „blieb die volkssprachliche Praxis in vielen Gegenden zäh dem lokalen Herkommen verhaftet“ (Osterhammel 2009, S. 1117). Man kann sicher die wachsende Aufmerksamkeit, die den Sprachen des Volkes gewidmet wird, als ein Indiz dafür lesen, dass ihre generelle Geltung zu schwanken beginnt.

Dass seit etwa 1780 städtische intellektuelle in Europa Märchen, Sagen und Volkslieder sammelten, aufschrieben und in einen Ton hochartifizierlicher Natürlichkeit brachten, war ein Indiz für die schwindende Selbstverständlichkeit mündlicher Traditionen [...]. Nur was »fremd« ist oder es zu werden beginnt, kann wiederentdeckt werden. (Osterhammel 2009, S. 1119 f.)

16 Dazu passt z.B. die Entwicklung einer dafür offenen Rechtssprache im „Allgemeinen Preussischen Landrecht“ (vgl. Hattenhauer 1996), aber auch die entsprechende Verdeutschung von Fachlexik z.B. bei Campe.

17 Siehe Goethe (1817 [1902], S. 115 f.).

18 Vgl. dazu z.B. die Arbeiten von Angelika Linke (Linke 1996) und Stefan Elspaß (Elspaß 2005), auch z.B. Wimmer (Hg.) (1991).

7 Die Normalität der Standardsprache

7.1 Ein historischer Zustand

Die Zeit von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts bot eine so große Anzahl von Anlässen, auch sprechsprachlichen Formen mit einer hohen Nähe zu der schriftlichen Bildungssprache zu einer sich verbreiternden Funktion zu verhelfen. Dass dem auch intentional so ist, mag man daraus ersehen, dass es neben der Orthographie die Orthophonie ist, die frühzeitig eine normative Festlegung erfährt.¹⁹ Daran sieht man auch, dass das höchste Ziel der Vereinheitlichung nur zum Preis kostenreduzierter Sprechsprachlichkeit zu haben war. Das Sprechen von alltäglichen Dingen und Umständen steht immer im Verdacht, Umgangssprache zu sein, somit zumindest etwas Anderes. Einen wesentlichen Faktor stellt dabei die Art der Durchdringung der Sprechergemeinschaft mit gesprochenem Standard dar. Es sind vor allem die elektronischen „sprechenden“ Medien, die das sprachliche Muster prägen. Letztlich handelt es sich in der reinen Form um eine an gehobener Öffentlichkeit orientierte Sonderverwendung, deren vollständige Beherrschung einer praktisch professionellen Schulung bedurfte. Wenn man so will, ist ein Zustand, den man in diesem technisch-historischen Sinn standard-sprachlich nennen möchte, ein Entwicklungsstand für eine bestimmte Phase verstärkter regionaler, medialer und sozialer Verschiebungen. Was außerhalb der gemeinten öffentlichen Diskursräume, ihrer Themen und unter natürlich sprechsprachlichen Bedingungen geschieht, wird ausgeblendet.

7.2 Sinn und Kontingenz

Offenkundig ist aber, dass die Teilhabe an diesem Modell das Modell als solches verändert, die Attraktoren werden umgepolt. Und nicht zum ersten Mal. Die Entwicklungen, die wir ausgehend von den Anstößen zu Leibniz' Zeit skizziert haben, zeigen die Bewegung auf der sprachlichen Ebene als die Reaktionen eines atmenden Systems, das in dieser für das Deutsche kritischen Entwicklungsphase auf jeweils entstandene Konstellationen in einem Wechsel von Vereinheitlichungs- und Diversifikationsphasen reagiert. Dabei geht es zumeist nicht darum, dass dann an den Schwellen ganz neue Dinge erfunden werden müssten, sondern dass Ele-

¹⁹ Die eigentlich erst in Duden (2015) eine neueren Verschiebungen Rechnung tragende Konzeptualisierung erhält.

mente fokussiert werden, die im Gange einer Entwicklung in ihrem problemlosen Verlauf einfach ignoriert werden können. Was als Teil des Spiels akzeptiert wird, was seinen Kern, was seinen Rand darstellt, wechselt.²⁰

Nun haben die Voraussetzungen mit der Durchsetzung eines standardsprachlich geprägten Modells ganz offenkundig wieder gewechselt. In dem Ausmaß, in dem die Nutzung der Standardform üblicher wird, steht sie mehr Einflüssen offen. Dabei sieht man deutlich, dass eine völlige Einheitlichkeit der Standardsprache eine Fiktion ist, die sich nur in einer Art akrolektaler Funktion erkennen lässt: in eng beschränkten Kontexten des Schreibens und beim entsprechend distanzorientierten Sprechen. So ist die Lage nicht mehr: Die Gewöhnung an einen hochsprachnahen Umgang und die Differenzierung als unauffällig geltender öffentlicher Stile führen zu einem neuen sprachlichen Arrangement, das mit einem relativ statischen Bild von Standardsprachlichkeit nicht angemessen zu beschreiben ist. Vielmehr hat sich eine Bandbreite von möglichen Normen öffentlichen Sprechens herausgebildet, denen sprachliche Formen entsprechen, die als mit bestimmten Bedingungen korrelierende Variablen verstanden werden können. So werden bestimmte sprachliche Erscheinungen anders paradigmatisiert, was zu veränderten normativen Einschätzungen führt, zum Teil wird im Rahmen dieser Entwicklungen ein als abweichend oder ungewöhnlich geltender Gebrauch sichtbar. Das führt nicht zuletzt zu sprachkritischen Irritationen. Sprachwissenschaftlich stellen diese Fälle zunächst eine Herausforderung an die Genauigkeit der Beschreibung dar. Erst wenn über die Bedingungen der Verwendung und den systembezogenen Status von Varianten Klarheit herrscht, kann man eine Einordnung im Hinblick auf normative Kriterien versuchen. Und auch wenn es sich bei solch einem Konzept um eine vom Gebrauch getriebene Normvorstellung handelt, ist das Verhältnis von Gebrauch und Norm nicht eine einfache Korrelation, sondern errechnet sich im Kontext der angedeuteten Bedingungen der Verwendung.

8 Variation beobachten und bewerten

8.1 Einige – grammatische – Beispiele

Es ist in Anbetracht der geschilderten Verhältnisse und in Anbetracht der Voraussetzungen des IDS – etwa im Bereich der Korpora – nicht nur nicht überraschend,

²⁰ Man kann diese Überlegungen vermutlich als eine pragmatisch geprägte Variante von Ludvik Flecks Überlegungen zu den Denkstilen (Fleck 1980) verstehen.

sondern jedenfalls gegeben, der Variation im als einigermaßen „distant“ wahrgenommenen öffentlichen Sprachgebrauch nachzugehen. Das geschieht an verschiedenen Stellen, nur einige aus dem lexikalisch-syntaktischen Umfeld seien hier kurz aufgerufen.

So hat sich im Rahmen der Arbeit an einer Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich herausgestellt, dass in Texten des Deutschen im Übergangsraum zwischen Determination und adjektivischer Attribution abgestufte Unterscheidungen gemacht werden, die Fragen der Geltung bestimmter Formen differenzierter regeln, als das in den gängigen grammatischen Beschreibungen angenommen und dargestellt wird.²¹

Eine Reihe von Untersuchungen – und Ergebnissen – betreffen den Umgang mit Variation und Wandel im Kasussystem des Deutschen. Dabei zeigte sich zum einen bei einem Vergleich über das 20. Jahrhundert hin, wie sich der langfristig angelegte Wechsel zur Monoflexion in einer funktionalen Spezifizierung übermarkierter Formen äußert – mit möglicherweise konstruktionsgrammatischen Konsequenzen.²² In ähnlichem Kontext sind die generell schon festgestellten Verschiebungen in der Rektion bestimmter Präpositionen in Richtung Genitiv zu sehen, wo Fragen der formalen Merkmalhaftigkeit, der Erkennbarkeit und insbesondere einer Neufunktionalisierung des Genitivs insgesamt eine Rolle spielen.²³ An einer anderen Stelle der Genitivflexion – dem Wechsel der Formen mit {-s} und {-es} – zeigt eine weitläufige statistische Untersuchung, die alle in der Diskussion befindlichen Optionen einer korrelativen Untersuchung unterzog, dass es sich im Kern auch hier um eine lokale Interpretation generellerer Gesetzmäßigkeiten handelt, etwa: der Präferenz für bestimmte morphologisch-prosodische Strukturen, der Offenheit der zentralsten Nomina für das formal Besondere.²⁴

Schon traditionell beschäftigt sich das IDS mit einer differenzierten Darstellung von Valenzstrukturen und legte eine sehr differenzierte Analyse entsprechender Verhältnisse vor.²⁵ Die hier vorgegebene Sichtweise einer mehrstufigen Verbalenz wird ergänzt – in bestimmter Weise relativiert – durch den Einbezug der Strukturierung durch Argumentstrukturen als solche.²⁶ Zudem sind die Valenz-

21 Siehe Wiese (2009); man könnte hierher weitere Fragen der Monoflexion stellen, siehe Eichinger (2013, S. 159–161).

22 Am Beispiel des Dativs starker Maskulina und Neutra, siehe Eichinger/Rothe (2014).

23 Siehe Eichinger (2013, S. 156–159).

24 Siehe Konopka/Fuß (2016, S. 132–138); Bubenhofer et al. (2015); auch Eichinger (2011, S. 53–57).

25 Schumacher et al (2004); Kubczak (2011).

26 Engelberg et al. (2011); Engelberg et al. (Hg.) (2015); Eichinger (2015a).

befunde zu den Verwendungspräferenzen in Beziehung zu setzen, wie sie sich in schriftsprachlichen Korpora zeigen. Die Gebrauchsmuster kennen relativ zur Valenzbeschreibung grundsätzliche Präferenzverschiebungen.²⁷

8.2 Genauigkeit und Geltung

Manchmal – so sieht es aus – können und machen die Nutzer und Nutzerinnen des Deutschen etwas, was der Grammatiker als eher diffus empfindet und wo die genaue Betrachtung des Gebrauchs die grammatische Beschreibung adäquater macht, so dass sich am Ende herausstellt, dass der Gebrauch durchaus eine normgerechte Handlungsweise darstellt, von der die Grammatik nur noch nicht so genau wusste.

Das ist das eine: Das andere ist eine Beschreibung und Bewertung der Ebenen von Metadaten, von denen her entschieden wird, welche Varianten im Zweifelsfall einer Situation oder einem Texttyp angemessen sind, die sich einem standardsprachlichen Anspruch zugehörig fühlen.

Literatur

- Amelung, Heinz (1805): Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Bd. 3: 1799–1805. Berlin.
- Bubenhofer, Noah et al. (2015): GenitivDB 2.0 – Datenbank zur Genitivmarkierung (Release vom 01.09.2015). Mannheim. Internet: <http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/korpus.genitivdb> (Stand: 18.8.2016).
- Döring, Detlef (2003): Die mitteldeutschen gelehrten Kollegien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts als Vorläufer und Vorbilder der wissenschaftlichen Akademien. In: Zaunstöck, Holger et al. (Hg.): Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung. (= Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung 21). Berlin/New York, S. 13–42.
- Duden (2015): Der Duden in 12 Bänden. Bd. 6: Duden – das Aussprachewörterbuch, 7. kompl. überarb. und aktual. Aufl. Berlin/Mannheim.
- Eichinger, Ludwig M. (1990): Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert. In: Wirkendes Wort 40, S. 74–94.
- Eichinger, Ludwig M. (1991): Einübung in die Bürgerlichkeit: Form und Funktion der Redeweisen über Recht, Wirtschaft und das Staatswesen im 18. Jahrhundert. In: Müller-Jacquier, Bernd (Hg.): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. (= Studium Deutsch als Fremdsprache – Sprachdidaktik 9). München, S. 53–70.

²⁷ Diskutiert an Beispielen wie *zeigen* oder *geben* in Eichinger (2015b).

- Eichinger, Ludwig M. (1994): Johann Christoph Gottsched. In: Brekle, Herbert E. et al. (Hg.): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Bd. 3: F–G, S. 281–307.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen. In: Kretzenbacher, Heinz L./Weinrich, Harald (Hg.): Linguistik der Wissenschaftssprache. (= Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Forschungsbericht 10). Berlin/New York, S. 301–324.
- Eichinger, Ludwig M. (2006): Grammatik als Frucht bringende Ergötzung. Zur Entwicklung der neuhochdeutschen Syntax. In: Breindl, Eva/Gunkel, Lutz/Strecker, Bruno (Hg.): Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen. (= Studien zur Deutschen Sprache 36). Tübingen, S. 513–532.
- Eichinger, Ludwig M. (2011): Normprobleme, oder: Variation ist sinnvoll. Überlegungen zum heutigen Deutsch. Stuttgart.
- Eichinger, Ludwig M. (2013): Die Entwicklung der Flexion. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Berlin/Boston, S. 121–170.
- Eichinger, Ludwig M. (2015a): Kookkurrenz und Dependenz. Konkurrierende Prinzipien oder einander ergänzende Beobachtungen? In: Engelberg et al. (Hg.), S. 89–107.
- Eichinger, Ludwig M. (2015b): Muster bilden: Das Verb und andere Verantwortliche. In: Lenk, Hartmut E.H./Richter-Vapaatalo, Ulrike (Hg.): Sie leben nicht vom Verb allein. Beiträge zur historischen Textanalyse, Valenz- und Phraseologieforschung. (= Sprachwissenschaft 25). Berlin, S. 43–61.
- Eichinger, Ludwig M./Rothe, Astrid (2014): Der Fall der Fälle: Entwicklungen in der nominalen Morphologie. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin/Boston, S. 71–97.
- Elsaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.
- Engelberg, Stefan et al. (2011): Argumentstrukturmuster als Konstruktionen? Identität – Verwandtschaft – Idiosynkrasien. In: Engelberg, Stefan/Holler, Anke/Proost, Kristel (Hg.): Sprachliches Wissen zwischen Lexikon und Grammatik. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2010). Berlin/New York, S. 71–112.
- Engelberg, Stefan et al. (Hg.) (2015): Argumentstruktur zwischen Valenz und Konstruktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 68). Tübingen.
- Fleck, Ludwig (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt a.M. [Originalausg. 1930.]
- Goethe, Johann Wolfgang von (1817 [1902]): Werke. Herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Bd. 41.1. Weimar.
- Gottsched, Johann Christoph (1759 [1975]): Ausgewählte Werke. Bd. 7: Ausführliche Redekunst. 1., allg. Teil. Hrsg. v. Joachim Birke et al. (= Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts 53). Berlin/New York.
- Gottsched, Johann Christoph (1771): Vorwort zur vierten Auflage, Herrn Bernhards von Fontanelle, Auserlesene Schriften, nämlich von mehr als einer Welt, Gespräche der Todten [...]. Leipzig.
- Hattenhauer, Hans (1996): Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten: Von 1794. 3., erw. Aufl. Neuwied u.a.
- Hauff, Wilhelm (1826 [1989]): Die deutsche Literatur (1826). In: Dieckmann, Walter (Hg.): Reichtum und Armut deutscher Sprache. Reflexionen über den Zustand der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert. Berlin, S. 134–138.

- Kant, Immanuel (1788 [1870]): Kritik der praktischen Vernunft. Hrsg. v. Julius H. von Kirchmann. 2. Aufl. (= Philosophische Bibliothek 7). Berlin.
- Klenner, Helmut (2011): Leibnizens Denkschriften vom 26 März 1700 „eine societatem scientiarum et artium zu fundiren“ und das Reglement der königlich-preußischen „Societät der Wißenschaften alhier“ vom 3. Juni 1710. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 110, S. 41–106.
- Konopka, Marek/Fuß, Eric (2016): Genitiv im Korpus. Untersuchungen zur starken Flexion des Nomens im Deutschen. (= Studien zur Deutschen Sprache 70). Tübingen.
- Kubczak, Jacqueline (2011): E-VALBU – Das elektronische Valenzwörterbuch deutscher Verben. Internet: <http://hypermedia.ids-mannheim.de/evalbu/index.html> (Stand: 18.8.2016).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1683 [1846]): Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache beßer zu üben. Hrsg. v. Carl Ludwig Grotefend. Hannover. Internet: https://ia902608.us.archive.org/6/items/bub_gb_BYERAAAAYAAJ/bub_gb_BYERAAAAYAAJ.pdf (Stand: 14.7.2016).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1710 [1900]): Essais de Théodicée. In: Alcan, Félix (Hg.): Œvres philosophiques de Leibniz. Bd. 2. Paris, S. 83–145.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1700 [1840]): Denkschrift über die Errichtung einer Churfürstlichen Societät, der Wissenschaften. In: Guhrauer, Gottschalk E. (Hg.): Leibniz's Deutsche Schriften. Bd. 2. Berlin.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1999): Philosophische Schriften. Hrsg. v.d. Leibniz-Forschungsstelle der Universität Münster. Bd. 4: 1677–Juni 1690. Teil A. Berlin.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1717 [1970]): Unvorgreiffliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. In: Leibniz, Gottfried Wilhelm: Collectanea Etymologica. Hannover, S. 255–314. [Reprint Hildesheim/New York 1970.]
- Lichtenberg, Georg Christoph (1968): Schriften und Briefe. Bd. 1, Sudelbücher 1. München.
- Linke, Angelika (1996): Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart/Weimar.
- Martus, Steffen (2015): Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – Ein Epochenbild. Berlin.
- Mittelstraß, Jürgen (2011): Leibniz und Kant. Erkenntnistheoretische Studien. Berlin/Boston.
- Moser, Hugo (1967): Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebkräfte im heutigen Sprachgeschehen. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1965/66; Sprache der Gegenwart 1). Düsseldorf, S. 15–35.
- Osterhammel, Jürgen (2009): Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München.
- Schottelius, Justus Georg (1663 [1995]): Ausführliche Arbeit von der teutschen HauptSprache. 1. Teil. Hrsg. v. Wolfgang Hecht. 2., unveränd. Aufl. (= Deutsche Neudrucke: Reihe Barock 11). Tübingen.
- Schumacher, Helmut et al. (2004): VALBU – Valenzwörterbuch deutscher Verben. (= Studien zur Deutschen Sprache 31). Tübingen.
- Thomasius, Christian (1969 [2011]): Von Der Artzeney Wider die unvernünfftige Liebe und der zuvorher nöthigen Erkäntnuß Sein Selbst. Oder: Ausübung der SittenLehre. Internet: www.deutschestextarchiv.de/book/show/thomasius_ausuebungssittenlehre_1696 (Stand: 14.8.2016).
- Thomasius, Christian (1687 [2010]): Christian Thomasius eröffnet der Studirenden Jugend zu Leipzig in einem Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln/Vernünfftig/klug und artig zu leben. Internet: <http://visuallibrary.net/vd17/content/pageview/9626> (Stand: 14.7.2016).

Wiese, Bernd (2009): Variation in der Flexionsmorphologie: Starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 166–194.

Wimmer, Rainer (Hg.) (1991): Das 19. Jahrhundert: Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1990). Berlin/New York.